

Lidia Jorge
Milene

Roman

Suhrkamp

SV

Milene, die Anstößige – kennt sie nicht die Rücksichten und das kluge Doppelspiel, womit die Vernünftigen sich in der Gesellschaft bewegen? Mit ihrer befremdlichen Direktheit bringt sie zwei streng getrennte Welten durcheinander. Und seltsam, am Ende ist sie, obwohl von ihrer Familie hintergangen, die einzige, die gefunden hat, was sie sucht.

Von ihren großspurigen Verwandten wird Milene, die als Waise bei ihrer Großmutter aufgewachsen ist, als kindisch zurückgeblieben abgetan, und als sie nach dem Verschwinden und unwürdigen Tod der Großmutter nicht zurückfindet in ihre Welt, flüchtet sie sich zu der dunkelhäutigen und vielköpfigen Einwandererfamilie von den Kapverden, auf die sie bei der Suche nach ihrer Großmutter gestoßen war. Die Fremden nehmen Milene verwundert und liebevoll auf in ihre Welt. Als sie eine Liebesbeziehung mit Antonino, einem Sohn der schwarzen Matriarchin, eingeht und von einer Heirat nicht abzuhalten ist, zeigt sich Milenes bürgerliche Verwandtschaft in aller kalten Durchsetzungsfähigkeit. Aber es ist, als prallten die Pläne, in denen Milene nichts als ein Entsorgungsfall ist, an ihrer Unbekümmertheit, an ihrer so berührenden Direktheit ab.

Lídia Jorge ist eine psychologische Erzählerin von eindringlicher Kraft. Und sie ist eine große Realistin, der es gelingt, mit Milenes Geschichte ein ganzes Gesellschaftsbild aus unserer Gegenwart zu zeichnen.

Lídia Jorge Milene

Roman

Aus dem Portugiesischen von
Karin von Schweder-Schreiner

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel *O Vento Assobiando nas Gruas*
bei Publicações Dom Quixote, Lissabon.

Abweichungen der vorliegenden Übersetzung von der
Originalausgabe wurden mit der Autorin abgestimmt.

© 2002, Lídia Jorge & Publicações Dom Quixote
(by arrangement with Dr. Ray-Güde Mertin,
Literarische Agentur, Bad Homburg, Germany)

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e. V.
für die Förderung der Übersetzung durch
ein Arbeitsstipendium.

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung
des Programms Kultur 2000 der Europäischen Union.



Bildung und Kultur

Kultur 2000



Druckprodukt

ClimatePartner.com/14438-2110-1001

Erste Auflage dieser Ausgabe 2023
© 2005, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24340-4

www.suhrkamp.de

Milene

Die Welt ist eine lange Erzählung, doch die Fäden der Handlung, ob schlicht oder kompliziert, spinnen wir.

Für alle, die mir von ihren Rätseln erzählt haben, weil sie den gleichen Verdacht hegten.

Und auch für den, der auf der Avenida an eine Mauer schrieb: »Komm und bring die Sterne mit.«

Für Jean Stein, die Faulkner so gut gekannt hat und sich dennoch geduldig die Geschichte von Milene anhörte, als diese noch ein ungeordneter Entwurf war.

Vor allem aber für meine Familie, die es erträgt, daß ich in erster Linie andere Leben lebe.

The hand that whirls the water in the pool
Stirs the quicksand; that ropes the blowing wind
Hauls my shroud sail.
And I am dumb to tell the hanging man
How of my clay is made the hangman's lime.

Dylan Thomas

Feier

An dem heißen Nachmittag damals stand das langgestreckte Hauptgebäude der Alten Fabrik noch in der Augustsonne. Nicht mehr ganz intakt, denn zu diesem Zeitpunkt wölbte sich schon das grünliche Dach, als setzten sich darin die Meereswellen fort. Auch waren der Inschrift *Fábrica de Conservas Leandro 1908* auf der Stirnseite des Gebäudes die meisten Buchstaben abhanden gekommen, aus einer gewissen Entfernung war lediglich *servas* und *908* zu erkennen, was sich auf der weißen Mauer wie ein Geheimzeichen ausmachte. Doch das alles spielte kaum eine oder gar keine Rolle. Milene stand nur vor dem großen Gebäude, weil sie darauf wartete, daß das Tor aufginge und jemand herauskäme, um mit ihr zu sprechen.

Über der Schulter trug Milene eine Strandtasche, die Hände hatte sie frei, doch wenn sie sie zusammenlegte, rutschten sie auseinander, als wären sie über und über von Schmierfett bedeckt, denn seit halb zwölf Uhr vormittags hatte sie die Schotterfläche auf dem Trampelpfad, der sich dort abzeichnete, mehrmals überquert. Erst weiter hinten verlor sich der Pfad im Bett der Schienen, zweier parallel verlaufender Eisenstränge, neben denen sie stehen geblieben war. In der Drei-Uhr-Sonne warf sie einen kurzen Schatten, und das Haar klebte ihr vom Strohhut zusammengedrückt an der Stirn. Doch in diesem ersten Augenblick, da ich sie sehe und alles noch einmal beginnt, hatte Milene den Hut abgenommen und befächelte sich damit vor dem endlosen Gebäude der Alten Fabrik.

Wie heiß es war! Der Clio, den sie gegenüber an der Böschung abgestellt hatte, schmorte in der glühenden Sonne. Die Wedel an den elf Palmen längs der Mauern waren starr wie aus Blech gestanz. Auf der schmalen Landstraße fuhr kein einziges Fahrzeug, der ganze Küstenstreifen schien in einer langen spanischen Siesta zu liegen. Milene stand vor dem Haupttor und wollte nach jemandem rufen, der ihr erklären konnte, was am Abend des vergangenen Donnerstags geschehen war. Und deshalb hatte sie geübt, was sie fragen wollte. Und das war: »He! Ist da jemand? Ihr von der Fabrik? Ist da jemand, der mir erklären kann, was am Donnerstag passiert ist?« Sie war mit sich zufrieden, das war genau die richtige Frage. Also trat Milene ein paar Schritte auf den Gebäudekomplex zu und holte aus der Strandtasche ein Taschentuch, um sich den Schweiß vom Gesicht zu wischen, doch als sie schon auf dem Asphalt stand, hielt sie inne. Sie war sich doch nicht sicher. Sie mußte noch einmal nachdenken.

Wenn sie in dieser Hitze, wo selbst die Vögel zu schlafen schienen, nach jemandem rief, dann wäre das so, als setzte sie einen endgültigen Schlußpunkt unter die Suche, bei der sie den Pfad so oft hin- und hergelaufen war. Was bedeuten würde, daß sie es aufgegeben hätte, allein eine Spur zu finden, die sie ihren Tanten und Onkeln hätte zeigen können. Es würde bedeuten, daß sie es aufgegeben hätte, selbst die notwendigen Worte zu finden, um zu erklären, was in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten August mit Großmutter Regina geschehen war. Wenn die Verwandten zurückkamen, wollte sie als erstes zu ihnen sagen: »Am Freitag so gegen Mittag, ich hörte gerade die Simple Minds, da klopfte es, und da standen

zwei Polizisten vor der Tür, und die haben mich gefragt, ob ich weiß, wo Großmutter Regina ist. Und dann guckten sie auf einmal zur Seite und haben gesagt...« Das wollte sie sagen.

Sie wollte das ganze Hin und Her mit ihren eigenen Worten erzählen, denn wie gerne hätte sie eine Situation im Griff gehabt, die niemanden so sehr betraf wie sie selbst. Alles wollte sie erzählen, und das mit der Selbstsicherheit einer erwachsenen jungen Frau, die sie ja war, obwohl sie oft so behandelt wurde, als wäre sie noch ein halbes Kind. Denn sie war weder zehn noch zwölf Jahre alt, auch nicht zwanzig, im Gegenteil, sie empfand sich als voll verantwortungsbewußt, und bewiesen hatte sie es damit, daß sie da herumgelaufen war und nach einem Fußabdruck der Großmutter gesucht hatte, nach einem Haar, einem Taschentuch, einem Röhrchen, einem Flakon oder auch nur nach einem Blatt oder abgebrochenen Zweig, irgend etwas, das erklärte, was geschehen war, oder es zumindest bestätigte. Sie hatte sehr sorgfältig gesucht, hatte aber keine einzige Spur gefunden, und doch wußte sie, daß die Großmutter hier gewesen war. Auch das nackte Gelände und die Gegenstände ringsum wußten es. Doch der Sand, der Kies und der Schotter, ebenso die Eisenschienen, auf denen früher die Loren mit Brennholz gerollt waren, und genauso die umgestürzten alten Bäume hier und dort, sie alle waren lediglich passive Zeugen, stumme Gestalten der Natur. Man konnte sie noch soviel fragen, sie antworteten nicht. Keine Antwort war ihre Antwort. Am liebsten wäre Milene sogar zurückgegangen und hätte laut gesagt: »Ihr gemeinen, ihr blöden Trottel, jetzt redet doch...«

Nur konnte sie sich nicht hinstellen und auf einer Fläche Brachland die Dinge der Welt anschreien, als wäre sie

schwachsinnig. Oder zehn Jahre alt. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich vorzustellen, daß alle diese schweigenden Dinge sich verschworen hatten, den Donnerstagabend zu verbergen, damit sie nicht wußte, was sie den Onkeln und Tanten sagen sollte. Milene stand noch immer da, fächelte sich Kühlung zu und blickte wütend auf all die stummen Geschöpfe ringsum, denn sie wußte ja, daß sie aus ihnen nichts würde herausholen können.

»Ihr Idioten, ihr Dummköpfe, redet doch...«

Das war der Grund, warum sie den ganzen Vormittag über gesucht hatte. Wäre es nur für sie selbst gewesen, dann hätte sie es nicht getan, denn was sie an Informationen besaß, hätte ihr schon gereicht. Schließlich und endlich hatte sie im Laufe der letzten Tage genügend Einzelheiten zusammengetragen, um den Abend rekonstruieren zu können, an dem Großmutter Regina den Aufpassern in der Ambulanz entwischt war. Rekonstruieren, das war nur eine Frage, ob sie selbst es wollte. Hier, wo es passiert war, schloß sie in der Drei-Uhr-Nachmittags-Sonne die Lider und sah ohne die geringste Anstrengung ganz deutlich die Gestalt von Großmutter Regina im Nachthemd, in voller Größe, mit Leib und Nachthemd füllte sie das Schwarz und das Weiß der Nacht vom Donnerstag aus. Hier, wo es passiert war, konnte Milene, wann immer sie wollte, die Bilder rückwärts laufen lassen, so wie auf dem Bildschirm des Fernsehers, wenn sie einen Film zurückspulte, und vor ihr stellte sich deutlich die Atmosphäre des zur Neige gehenden Tages ein, mit dem roten Dunst des Sonnenuntergangs, der über die Ebene zog, und dann dem Dunkel der Dämmerung, das sich über die Tankstelle senkte und sich bei dem Weg, den Großmutter Regina gegangen war, verdichtete. Ganz

deutlich sah sie Großmutter Regina und die Abdrücke, die ihre nackten Füße auf dem Sandweg hinterlassen hatten. Sie sah auch ganz genau die Bewegung ihrer Schritte und stellte sich vor, wie ungleichmäßig sie waren, langsam, aber zielstrebig und unaufhaltsam unterwegs zu dem Ort, den sie erreichen wollte, und das war die *Fábrica de Conservas Leandro 1908*, diese Masse Mauerwerk mitten in Mar de Prainhas, in der Familie *das Juwel* genannt. So wie sie auch die knotigen, unberingten Hände der Großmutter sah, ihren gebeugten Hals ohne Ketten und Kolliers, ihr weißes Haar, in letzter Zeit immer kürzer, als legte es aus irgendeinem Grund jemand darauf an, ihrem Gesicht den Rahmen zu nehmen.

Doch sie vor sich sehen, sie in Gedanken begleiten und dabei die Gewißheit haben, daß alles sich so abgespielt hatte, daß die Großmutter selbständig, ohne von jemandem dorthin gebracht worden zu sein, den Sandweg entlanggegangen war, bis sie das Haupttor erreicht und sich davor zum Ausruhen hingesetzt hatte, das war eine Sache, aber beweisen, daß sie diesen Weg gegangen war, das war etwas ganz anderes. Deshalb hatte Milene überlegt, noch einmal zu den Stellen zurückzugehen, wo der Weg frei von Unkraut war und der Erdboden so nachgiebig, daß sich ein Fußabdruck gebildet haben konnte und sie folglich würde sagen können: »Ja, ich bin ganz sicher, niemand hat sie auf dem Arm getragen, sie ist selbst gegangen, ganz allein, bis sie beim Juwel war. Sie ist aus der Ambulanz geflohen, als sie an der Tankstelle stand. Sie hat sich allein auf den Weg gemacht, ich habe einen Fußabdruck gesehen...« Doch inzwischen wußte Milene schon nicht mehr, wie oft sie sich völlig erfolglos über die kahlen Sandflächen gebeugt hatte, und deshalb sagte ihr nun etwas, daß es keinen Sinn habe, kehrtzumachen und

mit allem von neuem anzufangen. Sie hatte entschieden. Die Suche auf der Schotterfläche war nicht mehr nötig. Sie wollte jetzt zu ihrem Clio zurückgehen.

Doch zwischen Wollen und Handeln gibt es einen winzigen Spalt, bewohnt von einem anderen, einem Unbekannten, der uns zuvorkommt, wie João Paulo immer sagte. So kam es, daß Milene, anstatt zum Auto zu gehen und Richtung Praia Pequena loszufahren, wo ihre Freundin Violante seit dem Morgen hinter dem Tresen der Strandkneipe Kaffee servierte und auf sie wartete, ein Stück weiter ging und zum Fabrikgebäude hin rief: »He! Ist da jemand? Ist da jemand oder nicht? ...«

Sie hatte laut gerufen, hatte dabei alle Energie eingesetzt, die sie aufbringen konnte, und war richtig überrascht, als sie sich selbst hörte, daß ihre Stimme zwar so klang, wie sie war, dünn und hoch, aber kräftig widerhallte, als wäre sie tief. Die Rufe pflanzten sich über das Brachland fort, vervielfältigten sich, als nähmen sie an Umfang zu. Begeistert von diesem Effekt, verstellte Milene ihre Stimme, so tief sie konnte, strengte sich an, verlangte ihrem Brustkorb alles ab und rief wieder: »Hören Sie... Bitte... Ist da jemand zu Hause oder nicht?«

Aus dem langgestreckten Gebäude kam keine Antwort. Der rote Ziegelschornstein reckte sich über den Dachpfannen. Ein Wachturm, zum Bewachen des Jewels. Milene rief also weiter, bis ihre Stimme völlig brüchig klang und ihr selbst wie Entengeschnatter vorkam: »Hört mich da jemand?«

In diesem Augenblick kam gemächlich knatternd ein Lastwagen, beladen mit Salz, vom Bairro dos Espelhos her, und der Fahrer, der vor dem Lenkrad thronte und stur geradeaus auf die Straße schaute, nahm sie überhaupt

nicht wahr und fuhr vorbei. Milene wartete ab, bis der große offene Kasten die Straße hinunter gerattert war und in der Ferne verschwand. Dann fixierte sie im grellen Nachmittagslicht erneut das Haupttor, das sich einfach nicht bewegen wollte, und akzeptierte die Situation, wie sie war: Falls sich jemand da drinnen verschanzt hatte, dann war diese Person entweder taub oder reagierte absichtlich nicht. Jedenfalls half sie ihr nicht weiter. Und weil dem so war, wußte sie noch immer nicht, was sie den Onkeln und Tanten sagen sollte.

Wie so oft waren alle Teile in ihrem Kopf richtig miteinander verknüpft, tatsächlich aber fand sie überhaupt nichts, was sie hätte sagen können. Ihr Cousin João Paulo hatte einmal gesagt, daß jemand, dem keine eigenen Worte zur Verfügung standen, sich mit Worten anderer behelfen sollte. Sie selbst dachte manchmal, daß dieses Mittel gut und nützlich sei, eine Hilfe für Menschen, denen Argumente fehlten, um wichtige Gedanken zu erklären. Je wichtiger die Gedanken, um so mehr fehlten diesen Menschen die Worte. Menschen wie ihr. Deshalb mußte sie sehr genau abwägen, bevor sie den Schluß zog, ob sie die Worte beisammen hätte, um zu erzählen, was am Donnerstagabend passiert war. An Versuchen, sie sich anzueignen, hatte es nicht gefehlt.

Noch am Tag zuvor, am Sonntag, dem siebzehnten, hatte Milene sich zwischen elf Uhr vormittags und drei Uhr nachmittags in der Kirche São Francisco aufgehalten und darauf gewartet, daß jemand durch die Tür trat und zu ihr kam, und sie hatte lange gewartet. So lange, bis sie alle schönen Gedanken, mit denen sie sich beschäftigen konnte, aufgebraucht hatte, so wie die Erinnerung an »Krieg der Sterne« oder eine Platte von U2, an andere

Filme und Platten, an Ausflüge im Boot oder im Auto, bei denen sie zwischen Cousin und Cousine saß, neben João Paulo. Schließlich, weil sie sich unter der weißen Kuppel, im Schatten der Heiligen, die aussahen, als schlie- fen sie seit Ewigkeiten mit geöffneten Augen, allzu allein fühlte, hatte sie sich umgesehen und in den Verzierungen auf den weißen Wänden ein paar Wörter entziffert. Unter anderem hatte sie gelesen: *Opferstock, Pax Domini, Introibo ad Altarem Dei*, und wie sie da im Querschiff stand, hatte Milene gedacht, daß sie diese Wörter würde verwenden können. Wenn sie sie schön der Reihe nach zusammensetzte, würde sie vielleicht zu den Onkeln und Tanten sagen können: »Macht euch meinerwegen keine Gedanken. Sie haben Großmutter Regina in die Kirche São Francisco gebracht, und ich bin mehrere Stunden bei dem *Opferstock* und dem *Totus Tuus* geblieben, und da war Großmutter Regina noch dort.«

Das hatte sie als erstes sagen wollen. Aber dann war sie in sich gegangen. Bei näherem Nachdenken war ihr klar- geworden, daß es nicht genügte, zu erklären, warum sie nicht allein gewesen war, denn die Onkel und Tanten würden sich sicherlich gar keine Gedanken darüber ma- chen, daß sie stundenlang mit Großmutter Regina allein gewesen war. Wohl aber würden die Onkel und Tanten wissen wollen, unter welchen Umständen die Großmut- ter gestorben war, und da würden ihr diese Wörter der anderen überhaupt nichts nützen. Vor den elf Palmen ste- hend, dachte Milene weiter nach.

Der Clio schmorte in der Sonne, und sie dachte an die Rückkehr der Onkel und Tanten. Stellte sich vor, wie sie bei laufendem Motor der Reihe nach ihre Autotüren öff- neten, aus dem klimatisierten Autoinneren herauskamen

und sie nur fragten: »Wie erklärst du das, Milene, hm?...« Sie sah die Blicke der Onkel und Tanten, die sich der Reihe nach die Sonnenbrillen abnahmen und sie geradeheraus anschauten, und auch der Chauffeur von Onkel Rui Ludovice sah sie an, tat aber, als musterte er den Erdboden: »Wie erklärst du das, hm?« Doch dann, wenn sie ihnen gegenüberstand, konnte sie vielleicht als erstes sagen, daß alles ein schrecklicher Zufall gewesen sei, mehrere Zufälle, und das konnte sie sogar beweisen, falls sie es verlangten. Das war gar kein Problem.

Denn wenn die Onkel und Tanten sich die Mühe machen und im Kalender nachsehen wollten, würden sie sehen, daß Freitag, der fünfzehnte August, der erste von mehreren freien Tagen gewesen war, ein Feiertag direkt vor einem Wochenende, und deshalb waren die Leute weder an ihrem Arbeitsplatz noch zu Hause, und die Landstraßen waren von Autoschlangen verstopft, die hupten und wie aufgeschreckte Insektenschwärme brummen. Die normalerweise bewohnten Häuser waren leer, und die Häuser, die das ganze Jahr über leer waren, schienen bewohnt zu sein, denn alle Lampen in den Patios brannten. Die Häuser in der direkten Nachbarschaft der Villa Regina waren vollkommen verschlossen, darin befand sich kein Mensch. Und das alles konnte Milene beweisen, oder vielleicht gab es auch jemanden, der bereit war, es für sie zu bezeugen, aber daß sie bei den Onkeln und Tanten zu Hause angerufen hatte, immer wieder angerufen hatte, und daß auf das Klingeln am anderen Ende niemand reagiert hatte, dafür hatte sie keinerlei Beweis.

Ja, viele Dutzend Male hatte sie angerufen. Da die Onkel und Tanten nicht abnahmen, war sie selbst hingefahren, um bei ihnen zu klingeln, und da hatte sie dann